

Predigt über Mt 13,44-46
Abschluss des Rudolf-Otto-Symposiums, 4.05.08, Universitätskirche Marburg
Ulrike Wagner-Rau

Liebe Gemeinde,

was verbindet Himmel und Erde?

Jesus erzählt ein Gleichnis:

Ein Mensch bearbeitet – so, wie er es wohl alle Tage tut – die Erde. Er pflügt den Acker, gräbt ihn um. Und plötzlich findet er einen Schatz. Von diesem Augenblick an ist für ihn nichts mehr so wichtig wie dies, was ihm so unverhofft entgegenkommt und ihn mit unbändiger Freude erfüllt. Es liegt klar auf der Hand: Alles andere, was er hat, kann er lassen und verkaufen. Er will nichts, als den Schatz zu besitzen. Das genügt.

Hier ist ein überwältigendes Ereignis ins Bild gesetzt. Der Mensch folgt seinen alltäglichen Aufgaben. Er müht sich im Schweiß seines Angesichts und arbeitet, um zu essen und zu leben. Anscheinend ist er nicht arm. Jedenfalls hat er genug im Beutel, um den Acker mitsamt dem Schatz kaufen zu können. Wahrscheinlich hat er immer schon Wünsche gehabt, die ihn über das Alltägliche hinausführen. Er ist nicht ohne Sehnsucht. Aber dass der Schatz ihm hier und heute unter die Hacke kommt, widerfährt ihm. Er mag gesucht haben, aber von dem, was er nun gefunden hat – oder sollte man besser sagen: was *ihn* nun gefunden hat -, davon hat er nichts gewusst.

Wenn Gott gegenwärtig ist, wird alles andere unwichtig. Dann verwandelt sich der alltägliche Fortgang der Zeit in den Kairos, den einen und entscheidenden Augenblick, von dem her alle Zeit in ein anderes Licht gesetzt wird. Paul Tillich hat Glauben „ultimate concern“ genannt, nur unvollkommen übersetzt als „das Ergriffensein von dem, was uns unbedingt angeht“. „Ultimate concern“ – das, so schreibt er, „ist keine Meinung, sondern ein Zustand. Glaube ist der Zustand des Ergriffenseins von der Macht des Seins-selbst, die alles transzendiert und an der alles partizipiert. Wer von dieser Macht ergriffen ist, kann sich bejahen, weil er weiß, dass er bejaht ist.“ (Paul Tillich, Mut zum Sein, Hamburg 1965, Furche TB 50, 171f). Hier ist der Ort der Freude, der Raum, in dem Mut zum Leben geboren wird, ein Mut ohne Netz und doppelten Boden.

Geht es nicht darum, wenn wir über den Glauben sprechen, auch wenn Menschen mit unterschiedlichen Glaubensüberzeugungen aufeinander treffen? Nicht um den Austausch von Meinungen und Überzeugungen, sondern im Kern um die Kommunikation eines unverfügbaren Zustandes, der sich der Kommunikation letztlich entzieht, aber über den zu sprechen den-

noch unabdingbar ist. Was jeweils für die einzelnen Glaubenden evident ist, was sie tief ergriffen hat, lässt sich argumentativ nicht einholen. Aber „wem das Herz voll, ist, dem fließt der Mund über“. Man will erzählen über das, was das Leben trägt und die Frage nach Sinn zur Ruhe bringt. Mit nichts anderem zeigen Menschen sich deutlicher, machen sie sich auch verletzlicher, als wenn sie den Schatz hervorholen, der wichtiger ist als alles. Nur bis der Kauf vollzogen, der Fund ihm sicher ist, verbirgt der Glückliche – zwar moralisch nicht unanfechtbar, aber lebensklug –, was sich ihm im Acker offenbart hat. Dann aber wird er seine Freude teilen.

Aber: Ist unter uns jemand so ergriffen, dass er oder sie alle Geländer und Krücken fahren lässt, die sonst noch halten? – Muss man nicht überhaupt die Realitätstauglichkeit der Sehnsucht befragen, die dieses Gleichnis anspricht? Denn dem Wunsch nach dem einen und einzigen Fund, der über die Mühsal der Ackerfurche hinaushebt, diesem Wunsch wohnt durchaus ein latenter Schrecken inne.

In einem *Spiegel Spezial* über den „Islam und die Deutschen“ verwarnt sich der Islamwissenschaftler und Muslim Navid Kermani dagegen, einzig über seine Religion definiert zu werden. (Vgl. Ders., Der fundamentale Irrtum, in: *Spiegel Spezial* 2/2008, 14-21.) Er schreibt: „Ich bin Muslim, ja – aber ich bin auch vieles andere.“ Die Ausschließlichkeit einer Selbst- oder Fremdefinition mache eine religiöse Identität falsch. Alles, was sonst noch die Menschen prägt, „woher sie stammen, wo sie aufgewachsen sind, was sie gelernt haben“, werde ausgeblendet, wenn die Religion als Identitätsmerkmal absolut gesetzt wird. Das wirkliche Leben auch der religiösen Menschen sei ja von Ambivalenzen, Brüchen und inneren Widersprüchen geprägt.

Ich denke, dem muss man zustimmen: Man glaubt, und man glaubt nicht. Man betet, und man will oder kann nicht beten. Man fühlt sich mit den Brüdern und Schwestern im Glauben verbunden und hat starke Bedürfnisse, sich von ihnen abzugrenzen. Man ist religiös, und oft spielt das gar keine Rolle. Die farbige und manchmal verwirrende Vielfalt religiösen Lebens verschwindet hinter einer behaupteten Eindeutigkeit. Natürlich müssen wir uns identifizieren, damit wir wissen, wer wir sind und auch die Unterschiede zu anderen benennen können. Aber die pragmatische Vereinfachung der wirklichen Verhältnisse, die mit einer jeden Identifikation verbunden ist, darf nicht absolut gesetzt werden. Darum geht es Kermani. Der hohe Preis einer solchen falschen Eindeutigkeit sei eine „Verstümmelung der Persönlichkeit“, der ein hohes Gewaltpotential innewohnt. Wer den Schatz zu fest hält, dem verwandelt er sich unter der Hand in etwas anderes.

Nachdem der große Erzähler von Gleichnissen durch Tod und Auferstehung selbst zum Gleichnis geworden ist und Glauben für Christinnen und Christen heißt, *ihn* zu finden, greift Paulus auf die Metaphorik des Schatzes zurück: „Wir haben aber diesen Schatz in irdenen Gefäßen“, also in Tonkrügen, die leicht zerbrechen, „damit das Übermaß der Kraft von Gott sei und nicht von uns“ (2Kor 4,7).

In aller Klarheit seines Bekenntnisses bindet Paulus den Schatz ein in die zerbrechlichen Verhältnisse des menschlichen Daseins. Das Gefäß ist schwach, ganz anders als das, was von Gott hinein gelegt wird. Aber ohne diese schwache Hülle ist der Schatz unter den Menschen ohne Ort. Er ist nur so für uns präsent, in Verhältnissen also, die seiner Qualität nicht entsprechen.

Paulus schreibt seinen Brief in eine Situation hinein, in der die Auseinandersetzung über den rechten Glauben die Menschen in Korinth gegeneinander und gegen ihn selbst aufgebracht hat. Man kann etwas ahnen von der Atmosphäre: Es geht um viel. Menschen sind im Innersten betroffen. Sie haben ja in ihrem Glauben etwas gefunden, was man nicht einfach wieder lassen kann um des lieben Friedens willen. Aber sie haben auch Angst. Sie wollen Recht behalten. Sie ringen um Zugehörigkeit, um Einfluss, um ihren Platz in der Gemeinschaft. Beständig sind sie in der Gefahr, Schatz und Gefäß zu verwechseln.

Darum ist die Erinnerung an die Zerbrechlichkeit des Tongefäßes unverzichtbar und – verbunden damit – der Fingerzeig, der von sich selbst weg auf Gott hinweist: Von dort kommt der Schatz. Aber hier, in uns und unter uns, in unseren verletzlichen Leibern, in unserem wankelmütigen, oft engen Herzen und unserem begrenzten Geist, hat er Wohnung genommen.

Das Bild, das Jesus selbst im Gleichnis gebraucht, auf ungebahnten Wegen unterwegs mit den Seinen, ist eindeutiger: Wer den Schatz findet, verkauft alles. Das eine finden, alles andere lassen. So radikal ist die Logik des Gleichnisses. Es bestärkt die, die ihm folgen und dafür alles hinter sich gelassen haben: Den Acker oder die Fischnetze, Familie, Haus und Hof. Man muss das Lassen hier wohl ganz konkret verstehen: Besitz wird bedeutungslos, wenn das Herz bei Gott ist. Wer Jesus folgt, lässt mit leichtem Herzen los, was ihn bindet, und gibt seine Habe den Armen.

Die Nachfolge aber ist nicht radikal *gegen*, sondern radikal *für* andere. Darum endet der Weg Jesu am Kreuz: Unlöslich ist der unzerstörbare Schatz des Himmelreiches in seinem Namen mit dem zerbrechlichen Menschen verbunden. Jesu eigener Weg zeigt an, dass der Schatz

nicht die Liebe kosten darf. Nein, der Schatz *ist* gerade die Liebe auch denen gegenüber, die ihn nicht haben wollen. Weil wir alle verletzlich sind und angewiesen, darum ist diese Logik des Gewaltverzichtes und der Hingabe im wahrsten Sinne des Wortes lebenswichtig.

Sie ist die Basis dafür, dass Unterschiede im Glauben anerkannt werden, Konflikte ausgetragen und der Streit um die Wahrheit geführt werden kann. Niemand kann aus der Zerbrechlichkeit der eigenen Existenz heraus. Das Wissen darum, dass wir den Schatz nur unvollkommen halten und bewahren können, schützt davor, die begrenzte eigene Wahrheit mit der Wahrheit Gottes zu verwechseln.

Der christliche Glaube kreist wesentlich darum, dass die Liebe, die heilsam ist quer durch alle Fronten und über alle Unterschiede hinweg, nur begrenzt in der Macht und in der Möglichkeit der Menschen liegt. Nur in Gott ist grenzenlose Liebe möglich. Darum ist sie keine Frage der Moral, sondern eine Frage des Glaubens: ultimate concern, nach dem wir uns ausstrecken und nach dem wir uns sehnen.

Aus dem überfließenden Schatz der Liebe Gottes gelangt sie in den Acker unseres Alltags, oft nur in kleiner Münze, manchmal aber auch so überwältigend und reichlich, dass alles andere, was uns bindet und eng macht, bedeutungslos wird.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.

Die Evidenz derer, in denen Gott sich deutlicher zeigt als in den meisten.

Das Lassen als Vertrauen in das Sein Selbst: Hans im Glück. Widerspruch aushalten, nicht festhalten,